

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 139.

Berlin, Sonnabend den 20. November

1847.

Nigritien.

Morgenländische Berichte aus Nohrenland.

Die kürzlich im Magazin (Nr. 133) erwähnten Reisen eines afrikanischen Arabers in Nigritien, deren Uebertragung auf occidentalischen Boden wir dem Dr. Georg Rosen in Konstantinopel verdanken,*) ist in der That ein sehr interessantes Kuriosum, und zwar schon deshalb, weil seit der Zeit Idrißi's und Abulfeda's die geographische Länderbeschreibung kaum irgend eine Bereicherung von muslimännischer Seite erhalten hat. Auch unser in Tunis geborener Araber hat zwar seine Reise nach dem Nohrenlande nicht eigentlich zu geographischen Zwecken unternommen, da es, wie er selbst sagt, eben nichts weiter als die Lust, Gold zu machen, war, was ihn bewog, seinen früheren Aufenthaltsort, Kairo, wo er bereits sein ganzes Vermögen in alchymistischen Versuchen verschwendet hatte, zu verlassen und das Land der Neger aufzusuchen. Aber nachdem er sich überzeugt, daß, was das Goldmachen betrifft, die Neger in gleichem Maße mit uns sind, da sie sich ebenfalls nur an Worten vergnügen, die sie in Büchern finden oder aus dem Munde Dritter erfahren, so legte er sich in den ferneren unbekanntem Ländern auf andere Studien, suchte die wilden wie die civilisirten Völkerschaften auf und forschte sogar nach Alterthümern und deren Ursprung.

Es ist hier nicht am Orte, zu untersuchen, ob unser Scheich überall die Wahrheit und nichts als die Wahrheit in seinem Buche gesagt, obwohl diese Frage auf Veranlassung Karl Ritter's bereits auf dem diesjährigen italienischen Gelehrten-Kongresse in Venedig besprochen worden. Genug, daß der berühmte deutsche Geograph selbst, wie er auch in der letzten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin erklärte, sich mehr auf diejenige Seite hinneigt, die nicht bloß für die Echtheit des arabischen Manuscriptes, sondern auch für die Wahrheit der Darstellung ist. Für letztere spricht auch der Inhalt selbst, der einestheils mit dem, was europäische Reisende, wie Burckhard, Clapperton u. A., die in die Nähe der von unserem Scheich zuerst beschriebenen Gegenden kamen, darüber berichten, nicht in Widerspruch ist und anderentheils so naiver Art, so wenig prahlerisch erscheint, daß man wohl annehmen muß, ein Reisebeschreiber, der nicht der Wahrheit treu bleiben wollte, würde ganz andere Dinge von sich erzählt haben, als dieser, der aus seinem Mangel an Muth, seinen thörichten alchymistischen Versuchen, seiner Geldgier und seiner Liebe zu den Negerinnen, bei aller Verachtung der Neger, gar kein Geheimniß macht.

Der Scheich Zain el Abidin, hatte sich um die Zeit, als das Reich Kordofan (Kordofan) von einem Heere Mehmed Ali's erobert und die Hauptstadt dieses Negerstaates, Obedya oder Ibeit, zerstört wurde, also im J. 1820, von Kairo aus durch Nubien und Sennaar zunächst nach Kordofan und Darfur begeben, weil man ihm gesagt, daß er dort den Stein der Weisen, das Mittel, Gold zu machen, finden werde. In Kordofan traf er mit einem anderen Scheich, Namens Ibrahim, zusammen, der ihm seine Erfahrungen mittheilte, die hauptsächlich darin bestanden, daß es keinen anderen Weg gebe, von den Negern etwas zu erlangen, als ihre Imams, Mollas und Kadhis, die Alle nach der Weisheit des Korans sehr begierig seyen, darin zu unterrichten. Besonders in Darfur war dies den beiden Scheichs gegläückt, die durch die schwarzen muhammedanischen Priester, welchen sie in der Moschee Unterricht erteilten, bei dem Fürsten eingeführt wurden, welcher sie mit Ehren und Geschenken überhäufte. Was aber die Einwohner dieses jetzt ebenfalls von Mehmed Ali abhängigen Negerreiches betrifft, bis zu welchem übrigens auch der österreichische Reisende, Herr Russegger, gedrungen war, so werden diese von unserem Touristen folgendermaßen geschildert:

„Die Bewohner von Darfur erscheinen, wenn ihnen auch etwas Menschlichkeit inwohnt, in ihrem Aeußeren ganz wie das Vieh. Sie gehen nackt, nur daß sie die Schamgegend durch ein um die Weichen befestigtes Haargeflecht verdecken. Die aber, welche in den benachbarten Gebirgen leben, sind meistens vom Kopfe bis zu den Füßen ganz unbekleidet und machen überhaupt den Eindruck eines religiöser Sagen und sozialer Erfordernisse sich völlig unbewußten Thierhaufens. Einige reiche Stadtbewohner siedeln diese Schwarzen zum Behufe der Fortpflanzung auf ihren Landgütern an, um jedes Jahr

von ihren Kindern die, welche sich dazu eignen, zu verkaufen, wie man Schafe und Rinder verkauft. Es giebt darunter Leute, welche 600 Sklaven und Mägde besitzen; zu diesen kommen in jedem Jahre die Sklavenhändler, um ihnen die für den Verkauf ausgelesenen Individuen beiderlei Geschlechts abzunehmen.“

Während seines Aufenthaltes in Darfur machte unser Reisender auch die Bekanntschaft der „Zakos“, der Zaubergeister, die aus den Gräbern ermordeter Neger erstehen, so wie der „Zfrits“ (Dämonen) oder „Ruhanijs“ (geistiger Wesen), die des Nachts auf den Straßen, an den Thüren der Häuser einen furchtbaren Lärm machen, ohne daß man ihre Spur aufzufinden vermag, ungefähr wie der berühmte alte Spuk in Tegele, den Herr Louis Schneider kürzlich in seinen „Berlinischen Nachrichten“ wiedererzählt hat. Der Scheich Zain trägt uns diese Begegnisse zwar sehr ernsthaft vor, doch nicht ohne uns zu verstehen zu geben, daß er von der Wahrheit solcher Visionen keinesweges überzeugt sey. Gleichwohl sind gerade diese Erzählungen aus seinem Buche schon vor mehreren Jahren in eine von dem Engländer Lane herausgegebene Schrift über die Zauberkünste in Aegypten übergegangen — ein Beweis, daß damals die Reisebeschreibung des Scheich Zain el Abidin in Aegypten bekannt und als Autorität angesehen war.

Nachdem unser Reisender eine Zeit lang in Darfur zugebracht hatte, starb der König, und dessen Bruder folgte ihm auf dem Throne. Bei dieser Gelegenheit werden uns die Feierlichkeiten der neuen Huldigung und Krönung beschrieben, welche letztere darin besteht, daß der Befir des verstorbenen Monarchen sich unter Trommelschlag dem auf dem Throne sitzenden Fürsten nähert, indem er den Boden küßt und sich dreimal Staub auf den Kopf streut. Der König fragt den Befir: „Was willst du?“ — „Dein Knecht“, antwortet dieser, „bringt Dir etwas, das ihm von Deinem Vorgänger anvertraut worden; mit Deiner gnädigen Erlaubniß werde ich es überreichen.“ — Dies wiederholte er dreimal, worauf der König ihm mit gebieterischer Stimme zurief: „Bring her und geh an dein Geschäft!“ Der Befir trat nun heran, bestrich die unverhüllten Theile des königlichen Leibes mit einer Gummi-Auflösung, streute Goldstaub darüber und steckte einen Straußfederbusch auf den Turban des Königs.

Der neue Herrscher forderte von dem Fremden die ihm vom verstorbenen Könige geschenkten Sklaven und Sklavinnen zurück, da sie, als ohne Vorwissen des Erben weggegeben, diesem wieder zufielen und er es sich vorbehalten müsse, ihm eigene Belohnungen zu verehren. Der Scheich wollte die Richtigkeit dieser agnatischen Deduction nicht zugeben und verweigerte die Rückgabe. Nun wurde ihm aber Alles gewaltsam abgenommen; das Volk verließ den vom Fürsten verlassenen Fremden ebenfalls, und ihm blieb keine andere Wahl, als wieder das Weite zu suchen. Scheich Ibrahim, der sich klüger verhalten hatte, gab ihm den guten Rath, noch weiter nach Westen, nach El Bedai zu gehen, wo, dem Rufe nach, ein weiser, die Gelehrten liebender Fürst regiere, der ihn gewiß gut aufnehmen würde. Bedai sey zwar eine Monat-Reise weit von Darfur entfernt, und es gehen keine Karavananen direkt dorthin, sondern man müsse sich den von einem Dorfe zum anderen ziehenden Reisenden anschließen, doch seyen die Bewohner dieser Dörfer Muhammedaner, und von ihnen könne sich der gelehrte Scheich wohl die beste Aufnahme versprechen. Nur die Gebirgsbewohner seyen „des Gewandes der Civilisation und des Islams baar“, lebten in vollständiger Wildheit und verschmäheten sogar Menschenfleisch nicht, doch fügten sie Reisenden kein Leid zu.

Unser Reisender, dem, wie er sagt, keine andere Wahl blieb, folgte dem Rathe und brach nach El Bedai auf, und hier eben macht er uns mit Gegenden bekannt, die noch kein europäischer Reisender beschrieben, obwohl gerade während des Aufenthaltes unseres Scheich in diesen Gegenden ein Franzose, welcher das Land erforschte, Karten aufnahm und die Landschaften zeichnete, ebenfalls dorthin gekommen seyn soll. Die meisten Europäer, welche es versucht, diese Gegenden zu erforschen, sind das Opfer ihrer Unternehmungen geworden: so Mungo Park, der unter demselben Breitengrade, nur etwas mehr westlich, nachdem er Timbuktü erreicht und den Niger beschifft hatte, auf diesem Flusse umkam; eben so Denham, Clapperton und Laing, und in der neuesten Zeit einer der Brüder Lander, obwohl diese glücklicher in der Beschiffung des Quorra, des Joliba und anderer Arme des Niger waren. So weit östlich, als Bedai (zwischen dem 40 und 45° N. L. und dem 15–20° N. Br.), war jedoch keiner auch der gedachten Reisenden gekommen; es sind daher die Schilderungen unseres Scheich vom höchsten Interesse, besonders auch darum, weil sie uns befähigen, welche mächtige Fortschritte der Islam bis in das Innerste von Afrika gemacht hat.

*) Das Buch des Sudan, oder Reisen des Scheich Zain el Abidin in Nigritien. Aus dem Türkischen übersetzt von Dr. Georg Rosen, Dolmetscher der Königl. Preuss. Gesandtschaft bei der hohen Pforte etc. — Leipzig, 1847.

Die Deutschen in Rußland.

Dort hat der Muhammedanismus, wie es scheint, sein unbefristetes Feld, während er in Europa nur noch durch die Gnade der christlichen Mächte sich erhält und in Asien seine weitere Ausbreitung nicht bloß durch die Waffen der Engländer und Russen, so wie durch die neu erstarkende orientalische Kirche gehemmt, sondern ihm auch im Norden und Osten durch den Buddhismus und den Brahmanismus ein Ziel gesetzt ist. Unter den Regern Afrika's dagegen vermag das Christenthum, wie auch aus den letzten Berichten des an der Küste von Mozambique zu wissenschaftlichen Zwecken sich aufhaltenden deutschen Gelehrten, Dr. Peters, hervorgeht, keinen festen Fuß zu fassen, während man auf den Dafen der Sahara, wie der Libyschen Wüste, überall, wo nur ein Kameel an einer verborgenen Quelle weilt, auch das „Enillah ela Allah we-Muhammed Resul ulla!“ (Keinen Gott giebt es außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet!) hören kann. Begriffe der Islam diese seine Mission vollständig, so könnte er dem Menschengeschlechte durch Heranbildung der Regier zur Civilisation eine außerordentliche Wohlthat erweisen: ja, er allein würde auch allem Sklavenhandel leicht ein Ende machen, wenn er den Regern lehrte, daß es ein gottloses Werk sey, Menschen dem Schooße ihrer Familien zu entreißen und sie in das Elend und in die Slaverei zu verkaufen, wie er denn auch in der That unter den Schwarzen bereits dahin zu wirken gewußt hat, daß sie ihre Menschenjagden nicht mehr gegen muhammedanische, sondern nur gegen heidnische Stämme unternehmen.

Nach vielerlei Abenteuern, die uns der Reisende weiltäufig erzählt, kam derselbe, ohne ein Leid erfahren zu haben, ganz so, wie es ihm vorher verkündet worden war, in Bedai an, dessen Hauptstadt „umgeben ist von lachenden Gärten und smaragdgrünen Bäumen, drinnen fließen Wasser, mit Rosen, deren Minarets weit in die Ferne erglänzen, und mit großen Bethäusern geschmückt. . . . Ich hatte mir die Bewohner von Bedai wie die Eingeborenen der anderen Länder des Sudan als ohne Civilisation und gesellige Bildung gedacht, doch fand ich sie ganz anders. Die meisten haben ein schönes, gefälliges Aeußeres und einen freundlichen Charakter; zudem verhalten sie ihren Körper mit langen Hemden.“ Der Kadhi der Stadt kam sogleich, begrüßte den Fremden und lud ihn zu sich in sein Haus, wo er mit den Söhnen sogleich eine gelehrte Unterhaltung anknüpfte. „Während der Mahlzeit (so erzählt er) legten sie mir einige Fragen über die Jurisprudenz und die Grundpflichten vor, auf die ich nach bestem Wissen Antwort gab. Der Kadhi genehmigte und lobte Alles, was ich sagte, und bat mich, seine Söhne von meiner Weisheit und Gelehrsamkeit Nutzen ziehen lassen und dieselben in den ihnen unbekanntem Wissenschaften der Logik und der Dogmatik unterweisen zu wollen.“ Der Kadhi besaß auch eine nicht unbedeutende Büchersammlung, unter der sich ein in der Schrift von Kairo geschriebener Buchari Scherif (Buchari's Sammlung von Legenden des Muhammed) und die Alfija des Ibn Malek (Tausend Verse auf die arabische Grammatik) voranden. Vom Kadhi eingeführt, fand der Reisende auch bei dem König Muhammed Salim eine sehr gastliche Aufnahme. Dieser war von seiner Leibwache umgeben: Soldaten, mit Wurfspeisen und Säbeln bewaffnet, so wie mit einer Art Husnalla und einem hohen Hest bekleidet; er saß eben auf dem Richterstuhle, um Urtheile zu sprechen, und bat sich auch sogleich die Meinung des Fremden über das aus, was der Koran in den vorliegenden Fällen bestimme. Der König überhäufte ihn mit Geschenken, ließ ihm ein eigenes Haus bauen, gab ihm das schönste Mädchen zur Bedienung und Sklaven, so viel er wollte, Alles unter der Bedingung, daß er in Bedai bleiben und hier unterrichten solle. Dies that er redlich, und zwar auch in solchen Dingen, die er nicht verstand, wie z. B. in der Baukunst und im Gebrauche der Schießgewehre, die der König auf Jain's Veranlassung aus Tarabulus (Tripolis) sich kommen ließ, wofin er, ebenfalls auf des Scheichs Rath, eine Sklaven-Karavane zum erstenmale direkt absandte, deren Erlös nach Verlauf von etwa zwölf Monaten in Bedai wieder eintraf. Jain hatte sich bei dieser Karavane ebenfalls betheiligt und war auf diese Weise zu einem reichen Manne geworden. In einer großen Sklavenjagd, die der König gegen einige heidnische Stämme unternahm, war Jain zwar ebenfalls eingeladen worden, doch entschuldigte er sich damit, daß das Kriegführen nicht seine Sache sey, daß er die Krieger jedoch durch eifriges Beten in der Moschee auf das kräftigste unterstützen werde. Nach beendigtem Kriege ließ er sich dann für diese kräftige Unterstützung seinen Antheil an der Beute bewilligen.

Eine der interessantesten Episoden seines mehrjährigen Aufenthalts in Bedai ist seine Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt, bei deren Erwähnung wir nicht umhin können, an das uralte Meroë zu denken, dessen Spuren sich auch heutzutage noch im Senaar finden, und von wo gleichzeitig nach Aegypten nordwärts und nach dem Sudan südwärts die früheste menschliche Geseftung und Kunst sich verbreitet haben mag. Ueber diese Entdeckung, so wie über die Ausgrabungen, die er dort anstellen ließ, giebt uns der Scheich einen sehr vollständigen Bericht, den wir, so wie seine eigenthümlichen Betrachtungen über den Ursprung dieser Ruinen, hier folgen lassen; vorläufig nur bemerkend, daß Jain nach dem Tode des ihm gewogenen Königs Muhammed Salim eine der Karavänen nach Fezzan und Tripolis benutzte, um auf diesem Wege mit seinen Reichthümern nach Tunis zurückzukehren, wo er seine Reise zu Ruh und Frommen Anderer niedergeschrieben, die daraus lernen sollen, daß es nicht gut sey, seinen Unterhalt auf eine außergewöhnliche Art verdienen zu wollen, indem man dadurch nur seine Ruhe störe und sich mancherlei Mühsal bereite.

(Fortsetzung folgt.)

Unter diesem Titel hat Dr. Hermann Wimmer eine Schrift erscheinen lassen, die er „patriotische Zeitskizze“ nennt, während ich nach dem aufmerksamsten Durchlesen finde, daß diese Benennung nicht passend erwählt scheine; denn wenn auch in jüngster Zeit dem Patriotismus von kosmopolitischer Seite vielfach der Krieg erklärt wurde, so sind wir dennoch, meines Erachtens, nicht so weit, um eine patriotisch genannte Betrachtung in das humorisirende Gewand kleiden zu dürfen, ohne stark gegen das Decorum zu verstoßen. Damit will ich indessen keinesweges dem Dr. H. Wimmer seine Darstellungsweise verklümmert haben; ein jeder Vogel pfeift seine Weise, und es steht dem Beurtheiler eben nur seine individuelle Ansicht zu. Mir ist nur zu wohl bekannt, wie sehr das Leben mit der Gesellschaft in Rußland zur ironischen, satirischen und persiflirenden Besprechungsweise hinkleitet; ja, ich weiß, daß es am Ende sogar kaum eine Wahl zwischen dieser Manier und dem vor Aerger und Galle schwarz zu werden giebt; aber bemerkt mußte die ab- und ausschweifende Art der Skizzirung von vornherein schon werden, da sie zu stark und breit in dieser Schrift hervortritt, welche nach einer kurzen Einleitung, die uns mit dem moskoviischen Standpunkte des Verfassers bekannt macht, zwei Hauptabtheilungen, „Geschäftsleben“ und „Gesellschaftsleben“ genannt, enthält, deren jede wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfällt.

Im Eingange zur ersten Hauptabtheilung sagt Herr Wimmer: „Industrierritter sind wohl fast alle Deutsche in Rußland“, und sucht diesen Satz später auszuführen, ohne zu bedenken, daß man dasselbe von unserer ganzen Zeitgenossenschaft ausagen könnte. Eben so leichtfertig wird an diesem Orte behauptet: „Die Zeit der großen Staatsmänner deutschen Gebüts ist mit den Ministern Cancrin und Benkendorf zu Grabe gegangen“; denn der kurzfristige Gränzperrler, dem eine höhere Auffassung des Staats- und Nationallebens so fern lag, als dem Krämer der weitaussehende Welthandel, ist wohl kaum von Einsichtigeren als Staatsmann groß genannt worden, so wenig wie der liebenswürdige Träger des furchtbaren Damoklesschwertes der russischen Herrschaft, Graf Benkendorf, dem die Erde leicht seyn möge, da er stets viel geliebt! Und wenn diese Beiden mit dem angegebenen Prädikat „groß“ betheilt werden sollen, dann lebte im Grafen Nesselrode noch immer ein großer Dorn in dem Auge des alles Deutschthum verwerfenden Russen. Herr Wimmer aber meint es auch nicht so böse und versteht unter dem Großen mehr das Hochstehende, und was den Grafen Nesselrode anlangt, so stieß er sich vielmehr daran, daß derselbe nicht so groß von Person ist, als es der langgestreckte Graf Cancrin war. Wenn der Verf. anführt, daß in Rußland zu gewissen niedrigen Aemtern, bei denen mit der Verschmießtheit zugleich Zuverlässigkeit ein notwendiges Erforderniß ist —, von Seiten der Unterregierungen besonders Deutsche geeignet erkunden worden seyen, so würde ich eher geneigt seyn, zu behaupten, daß namentlich die letztere Eigenschaft der Deutschen diese dem Gouvernement jederzeit beliebt gemacht und, was die erstere anbelangt, noch immer die Russen den Sieg im Allgemeinen davongetragen haben.

An vielen Stellen erscheint das Gesagte als bloßes Gerede ohne eigentlichen Gehalt; so heißt es gleich im Eingange: „aber sie (die Prüfung der Deutschen, die sich zum Dienst in Rußland melden) ist durchaus mündlich, und wer am wenigsten weiß, befehlt am besten. Doch möge sich Niemand dadurch verführen lassen, im Vertrauen auf seine Dienstreue und Ignoranz in Moskau oder Petersburg sein Glück zu suchen.“ Damit ist doch eigentlich so viel wie gar nichts gesagt, und ich bekenne, den Verfasser hierin gar nicht zu verstehen, ob schon mir die Zustände an dem letztgenannten Orte ziemlich genau bekannt wurden.

Wenn vom Verf. gesagt wird: „in dem verfluchten Kampfe der Beamten- oder Rang- und Geburts-Aristokratie liegt die Weisheit des russischen Staatswesens“, so gestehe ich, daß mir dieser Ausbruch für eine bekannte Thatsache nicht eben sehr glücklich gewählt zu seyn scheint; ich würde für Weisheit weit eher Verschmießtheit zu seyn geneigt seyn. So hat Wimmer, der überhaupt bessere Notizen über die Russen bringt, als über die eigentlichen Gegenstände seines Buches, auch sehr gut die innere Nothwendigkeit des Gewaltregiments in Rußland angedeutet, wenn von ihm gesagt wird: „Wo kein General das Oberkommando führt, da bilden die Russen keine geschlossene Masse!“ Daß, wir Deutschen sind leider ebenfalls beinahe durchgehends bis zu diesem Punkte gekommen.

In der ersten Abtheilung der Wimmerischen Schrift finden wir folgende Hauptthematika abgehandelt: Das Geschäftsleben der Bäcker, Apotheker, Schneider, Kaufleute, Buchhändler und Lehrer; wovon die Verhältnisse der Letzteren in vier Zweigen, als: Privallehrer, Hauslehrer, Gymnasial- und Universitätslehrer, am ausführlichsten behandelt sind. In Bezug auf den Buchhandel urtheilt Herr Wimmer so obenhin, wie bei den anderen Gegenständen seines Themas; es ist bei ihm nirgends ein genaueres und tieferes Eingehen ersichtlich, vielmehr tritt meist nur oberflächliche Beschauung an den Tag, die humorisirend und witzelnd ausgedrückt ist. Dies zu beweisen, bietet fast jede Seite der Schrift Gelegenheit dar, und ich beschränke mich auf die Ausführung eines Beispiels, das gleich im Anfange sich darbietet, weil dasselbe ganz geeignet erscheint, die Anschauungsweise des Verfassers zu charakterisiren. Er sagt: „Großhändler sind die deutschen Buchhändler so wenig, wie die russischen selbst. Die wenigen Bücher, die von Deutschen abgefaßt werden, erscheinen weder auf Kosten der Universität oder im Selbstverlage, so wie es auch mit den russischen der Fall ist.“ Hieraus wird ersichtlich, daß Herr Wimmer nur den buchhändlerischen Verleger als Großhändler nimmt und den Sortimentier

lediglich als Detailisten gelten lassen will. Das ist nun a priori ganz falsch, denn der Verleger detaillirt so gut wie der Sortimentier, und Alles kommt bei der Klassifizierung mehr auf den Umfang des Geschäftsbetriebes an, um den Groß- oder Kleinhändler zu bezeichnen. Es kann mithin so gut verlegende Kleinhändler, als detaillirende Verleger geben, und es verräth mithin diese Bezeichnung des Verfassers Mangel an gründlicher Sachkenntniß. Allein selbst, wenn davon abstrahirt werden soll, daß dieser oder jener deutschen Buchhandlung in Moskau, das Herr Wimmer nur im Auge behielt, wohl der Name Großhandlung gebühre, so ist namentlich das Urtheil über die Russen ganz falsch. Der Buchhändler Leginoff in Moskau besaß eine Druckerei, Buchhandlung, Leihbibliothek, Lithographie- und Gravir-Anstalt; es standen eine Menge Schriftsteller u. s. w. — man sagte mir über 1000 Personen, — völlig in seinem Solde, um Bücher, Karikaturen, Lieder u. s. w. nach seiner Anweisung zu verfertigen, während über 500 Personen in seinen Diensten zum Betriebe der Productionen standen. Er kaufte ferner ganze Auflagen von Büchern an sich, um sie wieder zu verschließen, und wenn seine Richtung immerhin auch nur eine sehr materielle oder niedrige in der Literatur war oder blieb, so sehen doch bei uns in Deutschland, im Verhältnis und streng genommen, gar Manche mit ihm auf gleicher Stufe des Geschäftsbetriebes, denen wir das Prädikat Großhändler weder versagen, noch eigentlich von Rechts wegen verjagen dürfen: und somit erscheint des Verf. Urtheil als völlig oberflächlich und unbegründet. Ferner wird angeführt: die russische Regierung zeige sich jetzt durchaus frei von Pressbefürchtung und voll Vertrauen auf ihre fremdländischen Schutzverwandten! Eine solche Behauptung läßt, gelindest gesagt, die größte Leichtfertigkeit durchblicken. Dieselbe Anschauungs- und Darstellungsweise zeigt sich bei Herrn Wimmer überall, so daß ich nicht wohl einsehe, wie uns mit solcher Literatur, trotz alles wigelnden Vortrages, gebient seyn könne. Um nicht zu der Vermuthung Anlaß zu geben, als sey von mir eben nur eine schwache Seite des Verfassers herausgehoben worden, so folge hier ein Satz über einen Gegenstand, den Herr Wimmer bei einiger Sorgsamkeit am Ende doch anders und besser, jedenfalls lehrreicher, für uns hätte fassen können. Es heißt in Bezug auf Hauslehrer: „Jetzt giebt es unter den ausländischen Lehrern fast gar keine Barbieri, Kammerdiener und Ladensjungen mehr. Und wenn es der Fall seyn sollte, so sind sie nur im Innern Russlands, nicht in den Hauptstädten, zu finden, und überdies ist das Unglück nicht so groß, denn alle sind bei irgend einer Landesuniversität versichert. Und die Prüfung wird eben nicht leicht gemacht. Ich mußte trotzdem, daß ich — oder vielleicht eben deswegen, einige Sätze in griechischer und lateinischer Sprache schreiben, einige Stellen aus Thucydides und Horaz übersetzen, über die Partikel *et* sprechen, eine algebraische Gleichung lösen, die mir in der Eile mißlang, von Professor Bachsmuth erzählen u. s. w. Und mir gegenüber saßen ein Franzose und eine Französin (die Gouvernanten werden ebenfalls geprüft) in trauriger Gemeinschaft. Bei Letzterer floß es, bei Ersterer floß es gewaltig; bald war das Pärchen getrennt, und der Franzose trippelte traurigen Schrittes davon.“ — Welche Salopperie des Stiles neben dem rein individuellen, leichten Hui, hui! Fast scheint es, als hätte man eines jener Individuen vor sich, die durch eine gewaltige Idee von ihrer Geistreichheit angeschwellt sind, gleich einem aufgeblasenen Hirsch, und die daher nur Luft von sich geben können. — Dies ist aber offenbar bei Herrn Wimmer nicht der Fall, denn er zeigt sich sehr häufig in seinem Buche gefüllt mit Citaten aus allen Literaturzweigen; ja, man kommt sogar auf die Vermuthung, als sey es nur darauf abgesehen gewesen, diesen Reichtum blicken zu lassen.

Die zweite Haupt-Abtheilung der Wimmerschen Schrift breitet sich über gute und schlechte Gesellschaft und über Frauen, Katten und Musik insbesondere aus, und trotz eines ungeheuren Aufwandes von Citaten läßt sich nicht sagen, daß der Leser ein anschauliches Bild des Lebens, selbst nur der Deutschen in Moskau, geschweige denn in Rußland, wie der Titel dies verspricht, empfinde; ja, es hätte ein Fischer, der bekanntlich seine Reisen in alle Welt für Arnold's Verlag, ruhig komponirend auf seiner Stube, in Deutschland schrieb, mit so viel Worten kaum weniger zum eigentlichen Zweck Gehörendes sagen können. Dabingegen findet sich hin und wieder manch geistreiches Wort über die Russen, von dem wir nicht wissen können, ob es Original oder wiedergegebenes Gehörtes sey. So z. B. heißt es: „Der gemeine Russe liebt sein Diebstahl, findet es aber zugleich so erträglich, daß er alle Augenblicke ein Kreuz schlägt, oder bei einem Glase Schnaps mit dem Jenwärts liebäugelt, um das Diebstahl verachten zu lernen. Es ist gutmüthiger Humor, wenn die Bauern nicht frei seyn wollen, und völlige Wiglosigkeit, wenn die Herren es glauben.“ Dagegen läuft in den Berichten über das Leben der Deutschen in Rußland oft ganz Falsches unter. So sagt er: „Das Rangwesen hemmt nur die gesellschaftlichen Freuden der russischen Beamten; auf die Deutschen hat es keinen großen Einfluß üben können, da verhältnismäßig nur Wenige von ihnen Beamte sind und deshalb mit dem Maße, mit dem sie gemessen werden, sich gern zufrieden stellen. Trotz der Staatsräthe, Hofräthe, Professoren, Doktoren u. s. w., die unter ihnen herumlaufen, hört man fast nie ein „Herr Staatsrath“ u. s. w.: trotz der vielen Edelleute, die sich unter ihnen verkriechen mögen, ist ein „Herr von Holz“ oder ein „Herr von Stein“ ein Urding, dem man gar nicht zu begegnen braucht.“ — Ich behaupte aus dreijähriger, eigener Erfahrung, daß dies nicht die durchschnittliche Wahrheit sey, und zwar keinesweges nur in Bezug auf die Petersburger; vielmehr lernte ich genug Deutsche aus Moskau und dem Innern Russlands kennen, die sich sehr gern titulirt hörten und demgemäß auch nicht unterließen, ihrerseits wieder zu tituliren, als echte Deutsche; ja, ich erinnere mich noch mit Wonne, daß ich in sehr angesehenen deutschen Häusern Petersburgs, wo ich als Hausfreund eingeführt war und wo also mein Stand sehr wohl

gekantet war, Herr von Pelz genannt worden bin, weil mein Erscheinen in so hochvornehmen Kreisen damit gewissermaßen gerechtfertigt wurde, indem Angehörige des Hauses mich edelmännisirt. Man muß wissen, wie viel Deutsche aus den russischen Ostseeprovinzen in Rußland als Beamte leben; man muß dabei nicht außer Acht lassen, wie sehr diese Deutschrussen am Uelzjopse von Geburtswegen hängen; man darf alsdann noch dem Rest eingewanderter Deutschen, die als Beamte in Rußland leben, nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man zugestehet, daß sie selbst in zweiter Generation noch nicht ganz aus der Art geschlagen sind; so leuchtet die Unhaltbarkeit der Wimmerschen Behauptung völlig ein. Wie sollte auch in einem Lande, wo der Rang fast allein gilt, die abnorme Erscheinung möglich seyn, von der Herr Wimmer spricht? Vermuthlich urtheilte er nur aus der Anschauung eines ihm vor-schwebenden Kreises, der zu den besseren Ausnahmen gehörte; allein selbst da würde ein scharfer Beobachter mindestens Nuancirungen bemerkt haben. Wie wenig Herr Wimmer zum unparteiischen oder unbefangenen Beobachter taugt, ergibt sich auch schlagend aus einer Stelle seiner Schrift, wo gesagt ist: „Es wird weniger (in Rußland) geküßt und nicht so viel handgedrückt als bei uns; aber wenn die Hand gegeben wird, fühlt man auch nie eine leblose Butterbemme, welche man kaum zu berühren wagt, und keine herabgelassenen Fingerspitzen, deren man mit seinen Vorderfingern kaum habhaft werden kann. Die einfachen Grußformeln (es ist bemerkenswerth, daß man nach Studentenweise fast stets „guten Morgen“ sagt) sind üblicher, als die geknickten Butterblumen unserer Gesellschaftssprache.“ Hier sieht man deutlich, daß der Verf. nie über einen gewissen Kreis hinauskam, also nur höchst einseitige Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, mit denen er nicht so allgemein und süßsant auftreten durfte; denn mit seinem „guten Morgen“ könnte er sich gelegentlich sogar höchst lächerlich gemacht haben, wenn eine etwas bissige Kritik über ihn geriethe. Wir Deutschen haben den Fehler: selten mit unserer Buchmacherei geschickt aufzutreten; entweder machen wir, wie Kohl, mit Hülfe einiger mündlichen Erkundigungen ex decem undecim in einer Manier, die für andere Abschreiber gerecht ist, oder es passiert uns Wimmersches Unglück, in gesuchter Darstellungsweise, mit großen Ansprüchen aufstretend, Unerquickliches und Unerprießliches zu liefern.

Lehnt Herr Wimmer auch in einem Vorworte die Absicht: belehren zu wollen, von sich ab, so liegt dieselbe doch in der Sache selbst, sonst hätte das reine Romangewand gewählt werden müssen. Meines Erachtens ist das Wimmersche Buch ein in jeder Hinsicht verfehltes Produkt. Ed. Pelz.

England.

Geschichte der Bank von England.

Die Geschichte einer Staatsbank ist heutzutage fast eben so wichtig als die Geschichte des Staates selbst, namentlich aber in einem Lande wie Großbritannien, dessen Merkantil-System die Grundlage seiner politischen Existenz bildet. In diesem Augenblick sehen wir das Parlament in der alleinigen Absicht zusammenrufen, die Bankgesetze in Erwägung zu ziehen und die durch gebieterische Umstände erzwungene Verlesung derselben zu legalisiren, während die künftige Wohlfahrt der Nation, der Flor ihres Handels, die Prosperität ihrer Industrie, von den Maßregeln abzuhängen scheint, die man jetzt ergreifen wird, um die Wirksamkeit dieses Instituts zu regeln. Es war daher eine höchst zeitgemäße Idee, die „Geschichte der Bank von England“^{*)}, erscheinen zu lassen; nur schade, daß die Ausführung dieser Idee den Erwartungen des Publikums nicht ganz entsprochen hat. Der Verfasser, ein gewisser Herr Francis, der zwar einen in der englischen Literatur nicht unbekannt Namen führt^{**)}, aber, wie wir glauben, hier zum erstenmal selbst als Schriftsteller auftritt, giebt sich nur wenig mit staatswirtschaftlichen oder finanziellen Untersuchungen ab: er berührt kaum mit einem Worte die ernstesten Fragen, welche jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit des Landes in Anspruch nehmen, sondern begnügt sich damit, die historischen Ereignisse in einem etwas flüchtigen Stile zu erzählen und seinen Vortrag durch Anekdoten zu würzen, die, ohne viel Neues darzubieten, eine ganz angenehme Lektüre gewähren. Wie es scheint, steht er mit der von ihm geschilderten Anstalt in näherer Verbindung und kennt ihre innere Organisation aus dem Grunde: er ist ihr gleichsam persönlich zugethan und nimmt ihre Leiden und Freuden so zu Herzen, als wären sie die seinigen. Was sie ihrem Gründer, William Patterson, verdankte, welche Dienste sie dem Staate leistete und wie reichlich sie dafür entschädigt wurde, wie sie den Fall des Mississippi-Projektes in Frankreich und der Südsee-Compagnie in England überlebte, wie sie durch die Wechselkälle der französischen Revolution genöthigt ward, ihre Baarzahlungen einzustellen, ohne dadurch ihren Kredit einzubüßen — alle diese Phasen in der Geschichte des Bank-Instituts werden von ihm beleuchtet, wobei er sich zugleich bemüht, es nach Kräften gegen die ihm gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen. Indessen muß man unserem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die drakonischen Gesetze mißbilligt, die zum Schutze der Bank gegen Fälschungen erlassen wurden und denen fast ein Jahrhundert lang so viele Menschenleben als bejammernswerthe Opfer fielen.

Die von ihm erzählten Anekdoten haben zum Theil schon ihren Weg in deutsche Blätter gefunden; wir wollen einige mittheilen, die uns noch nicht zu

^{*)} History of the Bank of England, its Times, and Traditions. By John Francis. London, 1847. 2 Bde.

^{**)} Sir Philip Francis wird von mehreren stimmfähigen Kritikern für den wahren Verfasser der „Junius-Briefe“ gehalten.

Augen gekommen sind. Das unglückliche Schicksal eines der ersten Bank-Direktoren wird den Lesern aus Smollett's englischer Geschichte erinnerlich seyn; Herr Francis giebt darüber folgende Details: „Herr Michael Godfrey, dem die Bank nebst Patterson den glücklichen Erfolg ihrer Einrichtung zu verdanken hatte, kam im Jahr 1695 auf eine seltsame Weise ums Leben. Die englisch-holländische Armee unter dem Kommando Wilhelm's III. hatte sich im vorjährigen Feldzuge vor der Heeresmacht Ludwig's XIV. zurückziehen müssen; die von dem neuen Institute angeschafften Fonds setzten sie in den Stand, ihre Operationen von neuem zu beginnen. Da aber die Uebersendung der Baarschaften mit manchen Schwierigkeiten und einiger Gefahr verknüpft war, so verließ Herr Godfrey seine friedliche Geschäftsstube, um sich nach dem Lager von Namur zu begeben, welche Festung damals von dem englischen Monarchen belagert wurde. Der Bank-Vorsteher, der dem König schmeicheln wollte oder seine Mission schleunig zu beendigen wünschte und vielleicht glauben mochte, daß er in der Nähe des Monarchen am sichersten aufgehoben sey, wagte sich in die Laufgräben. „Herr Godfrey“, sagte Wilhelm, „da Sie an dem Kriegshandwerk keinen Theil haben, so scheint es mir, daß Sie Unrecht thun, sich den Gefahren desselben auszusetzen.“ — „Meine Gefahr ist nicht größer, als die Eurer Majestät“, erwiderte der höfische Bank-Direktor: „wäre ich daher zu rechtfertigen, wenn ich mich ihr entzöge?“ — „Allerdings!“ versetzte Wilhelm, „doch bin ich in der Ausführung meiner Pflicht begriffen und kann also eher erwarten, verschont zu bleiben.“ In demselben Augenblick bekräftigte eine Kanonentugel seine Worte, indem sie Herrn Godfrey und mehrere neben dem König stehende Offiziere tödtete. Man kann sich beinahe das satirische Lächeln denken, welches die grämlichen Züge überflog, als er den Banquier für seinen Versuch, in den Laufgräben von Namur den Hofmann zu spielen, mit dem Leben büßen sah. Der Tradition zufolge, wurde die Leiche Godfrey's, die man im Kirchhof von St. Christophers-Stocks beerdigt hatte, in späterer Zeit wieder ausgegraben, um für die Erweiterung des großartigen Instituts Platz zu machen, welches er einst begründet half und in dessen Dienst er, so zu sagen, seinen Tod fand.“

Die erste Fälschung von Banknoten fiel im Jahre 1758 vor; der Thäter war ein junger Mann von zwanzig Jahren, Namens Vaughan, und da er die Leichtgläubigkeit einer solchen Nachahmung dargethan hatte, so wiederholten sich dergleichen Versuche von nun an immer häufiger. Höchst merkwürdig ist ein Betrug, der im Jahre 1780 mittelst falscher Banknoten verübt wurde. „Ein geachteter Kaufmann in London empfing um diese Zeit einen Brief, der mit dem Hamburger Postzeichen versehen war, und in welchem er die Handschrift seines dortigen Korrespondenten erkannte. Er entnahm daraus, daß ein Individuum, dessen Signalement mitgetheilt wurde, eine dem Brieffsteller gehörige Summe von 3000 Pfd. Sterl. veruntreut habe. Dieser Letztere hatte, wie er meldete, in Erfahrung gebracht, daß der Betrüger, dessen Kleidung und Person er beschrieb, sich gelegentlich auf der Londoner Börse in dem sogenannten holländischen oder deutschen Gang (Dutch Walk) sehen lasse. Die Absicht des Schreibers ging nun dahin, seinen Korrespondenten zu veranlassen, den Schuldigen bei sich zu Tisch einzuladen und ihn durch alle Mittel, die in seiner Gewalt ständen, zur Erstattung des Geldes zu bewegen; wenn ihm dieses gelänge und der Delinquent aufrichtige Reue zeige, so möge er ihn mit einer freundschaftlichen Warnung und einem Geschenk von 300 Pfd. Sterl. entlassen, da er ein naher Verwandter des Brieffstellers sey. Der Hamburger Kaufmann war einer der nützlichsten Geschäftsfreunde des Londoners, und dieser beeilte sich mithin, seinen Wunsch zu erfüllen; er hielt ein scharfes Auge auf den holländischen Gang, und es gelang ihm bald, den Flüchtling zu treffen und seine Bekanntschaft zu machen. Seine Einladung zum Diner ward bereitwillig angenommen, und nachdem der Wirth seiner Familie einen Wink gegeben, sich nach Tisch zu entfernen, bezüchtigte er seinen Gast des von ihm verübten Betruges. Schrecken und Bestürzung malten sich in den Zügen des jungen Mannes, der ihn ansah, seine Schmach nur nicht zu veröffentlichen. Der Kaufmann willigte darein, unter der Bedingung, daß ihm die 3000 Pfd. eingehändigt würden. Der Gast erwiderte mit einem tiefen Seufzer, daß ihm dieses unmöglich sey, da er einen Theil der Summe schon ausgegeben habe; den Rest wolle er aber sogleich abliefen. Er überreichte die Banknoten seinem Wirth, der ihm die Strafbarkeit seiner Handlung vorhielt und seine Sittenpredigt damit schloß, daß er ihn von dem großmüthigen Verfahren des Verräthers in Kenntniß setzte und ihm eine Anweisung auf 300 Pfd. Sterl. einhändigte. Am folgenden Morgen ging der Kaufmann zu seinem Banquier, um das in Empfang genommene Geld bei ihm zu deponiren, erfuhr aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Banknoten — falsch seyen. Er erkundigte sich eiligst nach seiner Anweisung, sie war aber schon vor seiner Ankunft, gleich nach Eröffnung der Bank, eingeliefert worden. Jetzt schickte er einen Expressen an seinen Korrespondenten in Hamburg, von dem er zur Antwort erhielt, daß der Brief untergeschoben sey, und daß er von keiner Veruntreuung wisse. Das Ganze war von einer Bande Industrieller abgetarret, die sich zum Theil auf dem Kontinent, zum Theil in England befanden.“

So erzählt unser Verfasser die Geschichte, die uns aber in ihren Details manches Apokryphe zu enthalten scheint. Denn wenn der Kaufmann seinem Gaste die 300 Pfd. Sterl. aus den ihm überlieferten Banknoten zurückgegeben hätte, so wären die Gauner um die Früchte ihres fein angelegten Planes betrogen worden. War es aber nicht viel einfacher, dieses zu thun, als dem Anderen statt dessen eine Anweisung (cheque) auf seinen Banquier zu geben und so eine doppelte Ein- und Auszahlung zu verursachen, da er die Noten

am folgenden Tage doch (wie es in England gebräuchlich) bei dem Banquier niederlegen wollte? Und mußten die Gauner dieses nicht voraussetzen und sich darauf einrichten, nicht aber auf einen so unwahrscheinlichen Fall rechnen?

Ueberhaupt hat Herr Francis, wie schon gesagt, sein Thema in etwas oberflächlicher Weise behandelt und sich eher bestrebt, seine Leser zu unterhalten, als sie zu belehren. Dieses verhindert ihn jedoch nicht, sein Werk als „eine Darstellung des Ursprungs und der Entwicklung der Bank von England und den ersten Versuch einer Geschichte des großartigsten Geld-Instituts, welches je existirt hat,“ — dem Sir Robert Peel zu widmen, den er für den größten Staatsmann (wohl eher Finanzmann) des Tages hält.

Mannigfaltiges.

— Felix Mendelssohn. Im Auslande hat das vorzeitige Ableben des genialen deutschen Tonsetzers natürlich nicht mindere Theilnahme erregt, als in seinem Vaterlande, aber nirgends — wenn wir Norddeutschland ausnehmen — ist der Schmerz über diesen Verlust so groß, die Theilnahme so allgemein, als in England. Alle englischen Zeitungen, groß und klein, und alle literarischen Blätter bringen Artikel, in denen der Dahingeshiedene wie ein werther Landsmann, wie ein Freund, der im Auslande gestorben, betrauert wird. Die Illustrated London News lieferte bereits acht Tage nach seinem Tode sein Bildniß mit einem Nekrolog, worin es heißt: „Mendelssohn hat das Schicksal Mozart's und Bellini's getheilt: er starb, bevor des Lebens Jugendblüthe abgefallen war, in der Fülle seines Ruhmes. . . . In unserem Lande war Mendelssohn ein bevorzugter Liebling, und die Neigung war eine gegenseitige. Er hat sehr oft unter uns gewohnt, und zwar schon von der Zeit seiner reichbegabten Kindheit ab. Der triumphartige Empfang, den man ihm noch im letzten Frühjahr in London zu Theil werden ließ, ruft jetzt nur schmerzliche Gefühle in unserer Erinnerung zurück. Am 3. Oktober hatte Mendelssohn einen Schlaganfall erlitten, und obwohl seine Natur, wie dies bei jüngeren Leuten gewöhnlich der Fall ist, kräftigen Widerstand leistete, übermannte ihn das Uebel doch nach wiederholter Rückkehr, und so starb er am 4ten d. M. in seinem 39ten Jahre, viel zu früh ein Leben beschließend, das von jeder Tugend geschmückt und durch Talente ausgezeichnet war, die ihn unter die größten Männer seiner Zeit stellen.“

— Ein Feldlager in Schlesien. In Ermangelung der Meyerbeer'schen Oper dieses Namens, die bereits im vorigen Jahre in London zur Aufführung kommen sollte, aber bis jetzt nicht dazu kam, hat man dort in dem bekannten Circus von Astley ein großes Spektakelstück unter diesem Titel (The Camp of Silesia) in Scene gesetzt. Herr Stocqueler ist der Verfasser dieses Stückes, das seit etwa 14 Tagen ungeheuren Zulauf und Beifall findet und in welchem das Publikum sich besonders an den preussischen Uniformen aus der Zeit Friedrich's des Großen, so wie an einem prachtvollen Marktenderinnen-Tanze, ergötzt. So viel es anging, ist natürlich die Musik von Meyerbeer bei diesem Arrangement benützt worden, durch welches aber der Oper selbst, falls sie noch in London zur Aufführung kommen sollte, mancher Eintrag geschehen seyn dürfte.

— Die siamesischen Zwillinge. Die berühmten, zusammengewachsenen Zwillinge Chang und Eng, die vor etwa funfzehn Jahren in Europa so großes Aufsehen machten und die sich mit ihren Ersparnissen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika niedergelassen, haben sich daselbst verheiratet, und zwar mit zwei Schwestern, den Töchtern sehr anständiger Vektoren aus einer Baptisten-Gemeinde bei New-York. Sie haben Jeder einige Kinder und scheinen mit ihren Familien sehr glücklich zu leben. Man sieht die Zwillinge oft in Begleitung ihrer Frauen in der Kirche, doch gehen sie zuweilen auch auf die Jagd und sind dabei treffliche Landwirthe. Ihrem Gönner in New-York zu Ehren haben sie dessen Familiennamen Banker angenommen. — Was einmal aus dem Ueberlebenden wird, wenn einer von ihnen stirbt, ist freilich noch ein unentschiedenes Problem, doch hoffen sie, eben so gleichzeitig zusammen den letzten Lebensathem auszuhauchen, wie sie bis jetzt alle körperlichen wie geistigen Leiden und Freuden mit einander getheilt haben.

— Sicherheits-Signale auf Eisenbahnen. Wir haben bereits kürzlich erwähnt (Nr. 124), daß man auf englischen Eisenbahnen bedacht ist, den Lokomotivführer in die rascheste Communication mit allen Theilen des Zuges zu setzen, damit er diesen zur rechten Zeit anzuhalten vermag. Ein neuer Versuch, diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist kürzlich auf der Brighton-Epischefer Zweigbahn gemacht worden, und zwar durch Anwendung eines beweglichen elektro-galvanischen Apparats. Die Wagen nämlich werden durch eine Kette mit einander verbunden, durch welche der galvanische Draht läuft, der mit einer Batterie in Verbindung steht, durch die eine Lärmglocke dicht an der Lokomotive in Bewegung gesetzt wird. Jeder Wagenbeamte ist in den Stand gesetzt, ein Zeichen zu geben, das die Glocke, und zwar in, je nach dem Bedürfnis, verschiedenartigen Schwingungen, in Bewegung setzt, während durch einen künstlichen Mechanismus dafür gesorgt ist, daß nicht auch die bloße Bewegung des Zuges irgendwie auf die Glocke einwirkt. Der Versuch ist so gelungen, daß an seine vollständige Anwendung auf allen englischen Eisenbahnen ernstlich gedacht wird.